

Leseprobe aus:

**Eduardo Mendoza**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf

© Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag München 2017

NAGEL & KIMCHE

N&K



Eduardo Mendoza

**DAS DUNKLE ENDE  
DES LAUFSTEGS**

Roman

Aus dem Spanischen  
von Kirsten Brandt

Nagel & Kimche

Titel der Originalausgabe: *El secreto de la modelo extraviada*  
2015 Seix Barral, Editorial Planeta, S.A., Barcelona  
© 2015 Eduardo Mendoza

I 2 3 4 5 21 20 19 18 17

© 2017 Nagel & Kimche  
im Carl Hanser Verlag München  
Herstellung: Rainald Schwarz  
Satz: Satz für Satz  
Druck und Bindung: CPI books GmbH  
ISBN 978-3-312-01015-8  
Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
FSC® C083411

# TEIL 1



I  
EIN TÜCKISCHER HUND

Im Großen und Ganzen ging es mir gut. Ich war gesund, mein Gedächtnis funktionierte bestens, und auch sonst war alles in Ordnung. Unter den gegebenen Umständen und nach meinen zahllosen Abenteuern hätte ich also ein beschauliches Leben führen können, und das tat ich auch – bis ein Hund mich biss und die ganze Geschichte ins Rollen brachte. Ich ging gerade sorglos und ohne auf meine Mitmenschen zu achten die Ronda de San Pablo entlang, auf dem Weg zum Bus, um eine Bestellung auszuliefern. Schon seit einiger Zeit arbeitete ich bei einem Chinarestaurant, ein Job, den ich zum einen ergattert hatte, weil ich aus Barcelona kam und die Stadt kannte wie meine Westentasche, zum anderen, weil ich – für den Fall, dass die Polizei mich anhielt – nachweisen konnte, dass mit meinen Papieren alles in Ordnung war. Zwar waren unter diesen Papieren auch welche, auf die ich gut hätte verzichten können, aber immerhin war es besser, vorbestraft zu sein, als zur Heerschar der Illegalen zu gehören wie die übrigen Angestellten, die Anteilseigner des Restaurants, die Lieferanten und ein Gutteil der Kundschaft. Ursprünglich hatte eine ehrbare Familie das Restaurant in den Räumlichkeiten eröffnet, die vor langer Zeit einmal mein bescheidenes Geschäft beherbergt hatten, einen im übertragenen wie wörtlichen Sinn lausigen Friseursalon. Die Übertragungsmodalitäten des Lokals enthielten unter anderem, dass ich Teil der Restaurant-Belegschaft würde, und als die



besagte Familie einige Monate später das Geschäft an eine große Chinarestaurant-Kette übergab, übergab sie mich gleich mit, als Geschäftsführer, Koch, Lagerist, Buchhalter, Maître und animateur für die Bunten Abende; all das natürlich nur dem Namen nach und wegen der bereits erwähnten Papiere, denn in Wirklichkeit war ich Laufbursche, Putzfrau, Säuberer verstopfter Abflussrohre, Müllmann, Kammerjäger und Rattenmatador. Ich bezweifle, dass irgendetwas davon den Hund bewog, mich zu beißen, abgesehen von dem Geruch, der aus den Pappschachteln aufstieg, die ein Kunde telefonisch bestellt hatte. Zwar empfinde ich Hunden gegenüber Abscheu und Angst, und der Köter, der mich hinterrücks anfiel und in die Wade biss, war ziemlich groß, aber eigentlich war das Ganze nicht weiter schlimm, da meine Arbeitgeber mich aus Werbegründen zwangen, die Auslieferungen im Kostüm eines Xi'an-Kriegers vorzunehmen und mich die Rüstung – wenn sie auch aus billigem Plastik statt aus Terrakotta war – vor den Fängen des Hundes schützte, sodass er verwirrt von mir abließ und offenbar keine Lust hatte, einen zweiten Anlauf zu starten. Nur fielen mir vom Schreck und dem Stolpern die Pappkartons herunter, und der Inhalt einer Schachtel ergoss sich auf den Bürgersteig. Da es sich um eine Vorspeise namens «marinierte Miesmuscheln Pow Pow» handelte, konnte ich sie alle (bis auf eine, der es gelang, sich auf einen Baum zu retten) mühelos wieder einsammeln und in der Schachtel verstauen, ohne dass sie in Aussehen oder Geschmack Schaden genommen hätten.

Bei dieser Tätigkeit überraschte mich eine gutgekleidete Dame mittleren Alters, die eine Hundeleine hinter sich her zog. Gereizt rief sie aus: «Darf man wissen, was Sie meinem Hund angetan haben?»

«Ich? Gar nichts», antwortete ich. «Ich kann Hunde nicht ausstehen.»

Diese Antwort schien sie hinsichtlich meiner Absichten zu beruhigen, denn sie wandte sich an den Hund: «Böses Tier.» Und dann wieder an mich: «Ich weiß nicht, was ihn an Ihnen gereizt hat. Bisher hat Paolo immer nur Kinder gebissen, nie Erwachsene, und schon gar nicht irgendwelche komischen Gestalten. Paolo, entschuldige dich bei diesem Herrn.»

Paolo spreizte die Hinterbeine und pinkelte auf das Pflaster.

«Nun gut», sagte sein Frauchen, «damit wäre die Angelegenheit ja dann wohl erledigt. Und kommen Sie nicht auf die Idee, uns anzuzeigen. Paolo ist nicht geimpft, und das Ordnungsamt könnte ihn mir wegnehmen. Wenn Sie mir versprechen, dieses unbedeutende Ereignis zu vergessen, wäre ich bereit, Sie für den erlittenen Ärger zu entschädigen. Geben Sie mir Ihre Kontonummer, und ich werde Ihnen etwas überweisen, sobald ich zuhause bin.»

Vor langer Zeit hatte ich einmal ein Konto bei der Sparkasse eröffnet, aber es war gleich nach der Eröffnung von der Sparkasse selbst gepfändet worden. Also sagte ich: «Mir wäre eine Barzahlung lieber.»

«Ich habe nur lächerliche neun Euro dabei.»

«Geht in Ordnung.»

Sie holte ihr Portemonnaie aus der Tasche, klaubte einen Schein und ein paar Münzen heraus und gab sie mir. Dann ging sie, gefolgt von Paolo. Kaum war sie fort, ging ich zu einer leeren Bank und ließ mich darauf nieder. Alle Gedanken, die mich bis zu diesem Augenblick beschäftigt hatten (Fußball), waren wie weggefegt, stattdessen wirbelten Erinnerungen und Ideen durch meinen Kopf, dass ich völlig verwirrt

und wie betäubt war. Wie von Zauberhand sah ich mich an einen anderen Ort und in eine lange vergangene Zeit zurückversetzt, als eine Reihe widriger Umstände mich in eine Einrichtung verschlagen hatte, in der – eher zwangsweise als freiwillig – Menschen hausten, die mangelndes seelisches Gleichgewicht und strafbares Verhalten mit der wiederholten Unfähigkeit verbanden, die Justiz von ihrer Unschuld zu überzeugen ...

Eines Morgens in aller Frühe, noch vor Dusche und Frühstück, war ich in den Innenhof dieser Anstalt gegangen, um die Müllsäcke meines Pavillons in den entsprechenden Container zu werfen, als ich Toñito auf mich zukommen sah. Dass Toñito zu dieser frühen Stunde frei herumlief, war ungewöhnlich, aber an Toñito war alles ungewöhnlich, deshalb maß ich dem Ganzen weiter keine Bedeutung bei, nicht einmal, als er an mich herantrat und sagte: «Jemand fragt nach dir. Im Foyer.»

«Was?»

Toñito war schwer zu verstehen. Irgendwann hatte mal jemand zu ihm gesagt, als er vor sich hin geträumt hatte: «Toñito, niemand reißt sein Maul so weit auf wie du.» Toñito hatte das irgendwie missverstanden als «niemand reißt die Frau und Weiber auf wie du» und lief seitdem Tag und Nacht mit offenem Mund herum, was seine Aussprache natürlich nicht deutlicher machte. Deshalb fragte ich nicht weiter nach, sondern lief ins Foyer, um nachzusehen, ob dort tatsächlich jemand auf mich wartete. Das Foyer war ein kahler Raum, in dem die wenigen Besucher, die einige der glücklicheren Insassen empfangen, warten mussten, bis sie vorgelassen wurden. Die Neonröhren, die als Beleuchtung dienten, waren nach und nach kaputtgegangen, sodass der Raum stets im

Halbdunkel lag. Dort, wo früher ein Francobild gehangen hatte, hing nun ein leerer, windschiefer Rahmen an der Wand. Einige Jahre zuvor hatte Doktor Sugrañes, der Leiter der Anstalt, seine königliche Majestät samt Gattin und der ganzen Familie eingeladen, ein Wochenende in seiner Einrichtung zu verbringen. Die Antwort des königlichen Sekretärs war nach Doktor Sugrañes' Empfinden eher diplomatisch als überschwänglich ausgefallen, woraufhin er beschlossen hatte, kein Bild des Königs im Foyer aufzuhängen, bis dieser seiner Einladung Folge geleistet haben würde. Und dabei war es geblieben. In dieser heimeligen Umgebung traf ich nun auf einen Mann, den ich nie zuvor gesehen hatte. Er war jung, kräftig und gutausehend, mit einem dichten Schnauzbar, dessen Enden weit über den Mund hinausragten, und einem Blick, der durchdringend gewesen wäre, hätte ihn nicht eine dunkle Brille verdeckt. Er trug ein gelbes Jackett, ein dunkelviolettes Hemd und eine gepunktete Krawatte. Sicher trug er auch noch weitere Kleidungsstücke, doch noch bevor ich mich dessen vergewissern konnte, nahm der Unbekannte meine gesamte Aufmerksamkeit mit den Worten in Anspruch: «Bitte entschuldigen Sie, dass ich Sie bei der Erfüllung Ihrer therapeutischen Pflichten unterbreche, aber das Anliegen, das mich hierher führt, ist wichtig und duldet keinen Aufschub. Gestatten Sie mir aber zunächst, mich vorzustellen: Mein Name ist Rupert von Blumengarten. Eigentlich heiße ich José Rebollo, doch da ich der Geheimpolizei angehöre, benutze ich immer einen Decknamen, und Kommissar Flores hat mich auf die Suche geschickt – nicht nach einem Decknamen, sondern nach Ihnen.»

«Möge sich himmlischer Segen über ihn ergießen!», rief ich, ließ mich auf ein Knie nieder, breitete die Arme aus und

hob das Gesicht zu der mit Spinnweben behangenen Zimmerdecke.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Hätte ich damals einen einzigen Wunsch im Leben frei gehabt, ich hätte mir gewünscht, dass Kommissar Flores zusammen mit einer Tarantel und einem Kaiman in einen Termitenbau gesperrt würde, und das aus gutem Grund. Mein Leben und das von Kommissar Flores waren unterschiedlichen Linien gefolgt, die sich aber an einer Stelle gekreuzt hatten: Er war aufgestiegen, während ich abgestiegen war, und diese Korrelation war alles andere als zufällig, denn er hatte seinen Erfolg meinem Scheitern zu verdanken. Aber da zum damaligen Zeitpunkt Macht und Schlagstock unweigerlich in seinen Händen lagen und von seinem Eingreifen eine Revision meines Urteils abhängen konnte, rief ich mit mehr Hingabe als Abneigung aus, immer noch auf einem Knie: «Und über den, der in seinem Namen kommt!»

Der Fremde bedeutete mir, mich zu erheben, verzog die Lippen zu einem kaum merklichen Lächeln und antwortete: «Ich weiß, dass Kommissar Flores alle Gefühle, die Sie für ihn hegen, voll und ganz erwidert. Über meine Gefühle darf ich keine Auskunft erteilen, schließlich bin ich Geheimpolizist. Ich freue mich aber über Ihre Bereitwilligkeit, denn Kommissar Flores möchte Sie mit einer Mission betrauen. Da es sich um eine Geheimmission handelt, werde ich dich von jetzt an duzen. Und wenn uns jemand erwischt, fangen wir einfach an zu knutschen.»

Es war nicht das erste Mal, dass Kommissar Flores in seiner unsäglichen Niedertracht meine Dienste in Anspruch nahm. Er hatte es getan, bevor ich in die Anstalt eingeliefert wurde, in der ich nun verrottete, indem er mir gedroht hatte, mich

andernfalls in den Knast zu bringen, und selbst, als er seine Drohung schon wahr gemacht und mich in die besagte Anstalt gebracht hatte, hatte er meine Hilfe erbeten und mir dafür Belohnungen und Erleichterungen in Aussicht gestellt, aus denen dann nie etwas geworden war, obwohl ich meinen Teil der Abmachung unter Mühen und Risiken erfüllt hatte. Nun war ich ein gebranntes Kind, und meine erste Reaktion auf diese erneute Bitte war, mich umzudrehen und mich beim Überbringer damit zu entschuldigen, ich hätte soeben eine Panikattacke erlitten. Oder plötzlich Durchfall bekommen. Oder gar nichts zu sagen, schließlich galt ich sowieso als irre. Aber ich unterdrückte diesen Impuls und fragte ihn stattdessen, worin der Auftrag bestünde.

«Ich werde es dir erläutern, sobald wir aus dieser Anstalt heraus sind; wir können gleich gehen, denn in Erwartung deines Einverständnisses habe ich bei Doktor Sugañes, dem ehrenwerten Leiter dieser vorbildlichen Einrichtung, deine Entlassung beantragt und erhalten.»

Er zog ein maschinengeschriebenes, unterzeichnetes Blatt Papier aus der Tasche, zeigte es mir, und ich befand es für gut. Ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln, dass Doktor Sugañes mit der Polizei unter einer Decke steckte, und eigentlich war mir der bürokratische Teil der ganzen Sache völlig egal. Zwar rechnete ich nicht damit, dass der Mann mir einen Vorschlag machen würde, den ich nicht ablehnen konnte, aber andererseits hatte ich auch nicht viel zu verlieren, und in einer kurzen Zeit der Freiheit mochten sich mir Möglichkeiten bieten, die ich nicht haben würde, solange ich hier eingesperrt war. Also gingen wir ohne ein weiteres Wort zur Tür, die aus dem düsteren Foyer in den sonnenverbrannten Garten hinausführte, und über der in gotischen Lettern auf einem

Transparent das Motto dieser noblen Institution prangte: HIER BEKOMMST DU EINEN TRITT IN DEN ARSCH. Mein Begleiter öffnete ohne Weiteres die Tür, was mich überraschte, weil sie sonst immer verschlossen war; wir traten hinaus, gingen den Pfad entlang, der je nach Witterung eine Staubpiste oder ein Schlammloch war, und durchquerten ebenso mühelos das Eingangstor. Draußen wartete ein schwarzer Wagen auf uns. Wir stiegen ein. Der Fahrer trug keine Livree, hatte einen Bart und dichte Augenbrauen. Mein Begleiter nahm auf dem Beifahrersitz Platz, ich setzte mich auf die Rückbank. Die Türverriegelung klickte unheilverkündend. Auf ein Zeichen meines Begleiters nahm der Fahrer Bart und Augenbrauen ab, und wir fuhren los. Erst da fiel mir auf, dass ich mich nicht von meinen Mitinsassen verabschiedet und keine Gelegenheit gehabt hatte, anständige oder zumindest saubere Kleidung anzulegen.

## AUF DER SUCHE NACH TOBY

Der Wagen hielt vor einer hohen Steinmauer, hinter der – wie sich aus den dichten grünen Baumwipfeln erahnen ließ, die sie überragten – der weitläufige, gepflegte Garten einer Villa lag. Wir befanden uns in einer steil ansteigenden, abgelegenen Straße des vornehmen Stadtteils Pedralbes, in den ich bisher kaum je einen Fuß gesetzt hatte. Die Straße war beiderseits von ähnlichen Mauern gesäumt, die ähnliche Gärten und Villen umschlossen, und endete vor dem Eingang zu einem öffentlichen Park. Der Fahrer schaltete den Motor aus, und im Innern des Wagens war es still bis auf die Stimmen der beiden Polizeibeamten, die eine tief, die andere hoch, was dem Zwiegespräch eine Lebendigkeit verlieh, die sich schriftlich nur schwer wiedergeben lässt.

«Hier, in Haus Nummer 9 dieser Straße, hinter Mauern vor den Blicken der Öffentlichkeit verborgen», begann der erste und wies mit dem Daumen auf die Steinmauer, «liegt die Villa Los Carlitos, Wohnsitz von Don Carlos Linier, dem Eigentümer der Firma Haushaltsgeräte Linier und Fornells, einem Mann mit vornehmer Herkunft, bester gesellschaftlicher Stellung und einem beträchtlichen Vermögen. Bereits in jungen Jahren heiratete Don Carlos eine Dame namens Carlota mit einem langen Stammbaum, doch begrenzten finanziellen Mitteln, und dieser Ehe entstammen drei Söhne, die auf die Namen Carlos, Charles und Karl getauft wurden, wie es bei Leuten geschieht, die zwar Fremdsprachenkennt-



nisse, aber wenig Phantasie besitzen. Vor etwa zehn Jahren scheiterte diese Ehe nun aus einem ebenso natürlichen wie nachvollziehbaren Grund: Señor Linier ließ sich mit einer Zwanzigjährigen ein, die zufällig ebenfalls auf den Namen Carlota hörte. Auf das Drängen des Mädchens, das Verhältnis in geordnete Bahnen zu lenken, bat Señor Linier um die kirchliche Annullierung seiner Ehe, da damals die Scheidung in Spanien noch nicht erlaubt war. Als Begründung führte er den sündigen und zügellosen Lebenswandel eines der Ehegatten an, in diesem Fall des Antragstellers selbst. Tatsächlich wurde die Ehe rückwirkend für ungültig erklärt, womit Señor Linier von allen Verpflichtungen seiner ehemaligen Gattin gegenüber entbunden war und diese als ehrlos galt. Von der Gesellschaft geächtet, von Freunden und Verwandten verstoßen und völlig mittellos, wurde sie kurz nach der Annullierung tot in einer schäbigen Pension im Barrio Chino aufgefunden. Die Umstände ihres Todes lassen vermuten, dass sie Selbstmord beging, denn auf dem Nachttisch fand sich eine Nachricht für ihren Mann, welche lautete: «Idiot.»»

Jetzt setzte der zweite Polizist die Erzählung fort: «Nachdem die Verstorbene unter der Erde und Señor Linier mit der zweiten Señora Linier verheiratet war, die jetzt die erste war, ging das Leben in Los Carlitos weiter wie zuvor. Die Villa war Schauplatz zahlreicher gesellschaftlicher Ereignisse, Treffpunkt für Magnaten, Würdenträger, berühmte Intellektuelle, Künstler und Sportler, die vom überwältigenden Charme der neuen Señora Linier und der Pracht und Fröhlichkeit der Feste angezogen wurden. Das Einzige, was die Freude des Hauses trübte, war die Anwesenheit der drei Söhne aus der ersten Verbindung, die jetzt Bastarde waren und den Hass gegen ihre Stiefmutter offen zur Schau trugen. Diese erwi-

derte ihren Hass unverhohlen, beschimpfte und erniedrigte sie privat wie öffentlich. Dennoch leben die Jungen bis heute im Hause der Familie, zum Teil, weil alle drei Tagediebe sind, zum anderen, weil die böse Stiefmutter unbestätigten Gerüchten zufolge mit einem der drei hinter dem Rücken ihres Ehemannes ein Affäre unterhält, mit welchem, weiß man nicht.»

«Da siehst du, welche Zustände in diesem Haus herrschen», sagte der erste Polizist.

«Aus diesen Zutaten könnte man mit ein wenig Talent einen Agatha-Christie-Roman machen», bemerkte sein Kollege.

«Oder eine Miniserie», sagte der andere.

Ich nickte, während ich versuchte, mir die Daten zu merken, um zu ergründen, um welches Verbrechen es sich handeln mochte. Im Geiste erstellte ich ein Organigramm dieser Lotterwirtschaft, und als meine Begleiter mit ihrer Beschreibung dieses ebenso klassischen wie phantasieanregenden Panoramas zu Ende waren, fragte ich: «Und wer ist nun der Tote?»

Die beiden musterten erst mich, dann einander, ließen die Scheiben herunter, spuckten beide gleichzeitig aus und riefen wie aus einem Munde: «Bist du verrückt? Hier gibt es doch keinen Toten.»

«Und was habe ich dann hier zu suchen?»

«Pass auf: Die jetzige Señora Linier besitzt ein Hündchen. Gestern Abend hat ein Dienstmädchen den Hund ausgeführt, und er ist weggelaufen. In ihrer Verzweiflung hat Señora Linier beim Verteidigungsminister angerufen, und der hat sich an uns gewandt.»

«Wir würden den Fall nur zu gern übernehmen, aber heute

Morgen wurde im Stadtteil San Gervasio eine junge Frau ermordet, und wir müssen uns darum kümmern. Eine üble Sache: ein Verbrechen ohne erkennbares Motiv. Anscheinend war das Opfer Model, jung, hübsch und leichtlebig ... Diese Mädchen geraten immer in Schwierigkeiten und nehmen oft ein böses Ende», sagte der erste der beiden Polizisten.

«Aber das ist nicht deine Angelegenheit», warf der zweite hastig ein. «Deine Aufgabe besteht darin, das Hündchen zu finden und es gesund und unversehrt seiner Herrin zurückzubringen. Wenn dir das vor Einbruch der Dunkelheit gelingt, wird man dir einen Imbiss anbieten und dir die flüchtige und zweifellos knauserige, aber nicht zu verachtende Dankbarkeit einflussreicher Leute gewähren. Wenn nicht, polieren wir dir die Fresse und schicken dich zurück ins Irrenhaus. Du hast die Wahl.»

«Wo ist das Ganze passiert?», fragte ich schicksalsergeben.

«Der Hund ist in dem Park am Ende dieser Straße verloren gegangen. Wahrscheinlich versteckt er sich dort noch irgendwo. Bestimmt ist es eins dieser Schoßhündchen, die alleine nicht zurechtkommen. Nach dem Phantombild, das unsere Experten erstellt haben, ist er klein, braun und hört auf den Namen Toby.»

Sie entriegelten die Autotüren, ich öffnete den Schlag, stieg aus und ging grußlos die Straße hinauf in Richtung zu dem von einer Steinmauer und einem hohen Metallzaun mit scharfen Spitzen umgebenen Park. Ein Schild wies darauf hin, dass das Tor bei Einbruch der Dunkelheit geschlossen wurde. Jetzt stand es weit offen.

Ich war erst ein paar Meter gelaufen, als ich hörte, wie der Wagen angelassen wurde. Er wendete, dann verlor sich das Brummen des Motors allmählich in der Ferne. Ich drehte

mich um: In der leeren Straße hörte man nur das Zwitschern der Vögel und das Rascheln des Laubs in der leichten Brise, die in vornehmen Vierteln immer weht. Dann machte ich mich wieder auf den Weg zum Park, erreichte das Tor und ging hindurch. Eine Treppe führte zu einem Plateau hinauf, das der Kindheit und ihren unschuldigen Spielen gewidmet war: Überall standen Schaukeln, Wippen und Rutschen, und der Boden war von Hundehaufen, Glasscherben und Spritzen übersät. Von hier aus wand sich der Pfad zu einer zweiten Ebene hinauf, auf der der eigentliche Park lag, mit weitläufigen Beeten, verschlungenen Spazierwegen und zahlreichen Bäumen, die in ihrer noblen Aufgabe als Chlorophyllproduzenten eine Augenweide und Balsam für Seele und Lunge waren. Von dieser Anhöhe aus hatte der Besucher einen Ausblick über ganz Barcelona, über den Hafen und die dort ankernden Schiffe, strahlend weiße Strände, geschäftige Fabrikonglomerate und weiter hinten fruchtbare Felder, dicht gedrängte billige Wohnblocks und die breite, verschmutzte Mündung des Llobregat. Das Meer glitzerte im Licht der hoch am Himmel stehenden Sonne. Für einen kurzen Moment genoss ich das Schauspiel, einen etwas längeren Moment erwog ich, hinunter in die Stadt zu laufen, so schnell mich meine Beine trugen, und mich im Gewirr schmuddeliger Gassen und dunkler Winkel zu verlieren, deren Bewohner nichts hören, nichts sehen und nichts reden. Aber ich verwarf den Gedanken gleich wieder. Ich hatte keinen Ort, an den ich gehen, niemanden, an den ich mich wenden könnte, und keine einzige Pesete in der Tasche. Unter diesen Umständen würde mich die Polizei mühelos aufspüren, und dann würde sich mir vielleicht nie wieder die Möglichkeit bieten, dass mein Fall neu aufgerollt und das Urteil aufgehoben wurde,

sodass ich meine Freiheit und meine Ehre wiedererlangte. Fand ich hingegen den Hund und brachte ihn seiner Besitzerin zurück, würde ich sicher eine saftige Belohnung kassieren, mit der ich die richtigen Leute schmieren und so die langsamen Mühlen der Justiz beschleunigen könnte, oder hätte wenigstens ein bisschen Kohle, um stiften zu gehen. Und wenn ich bis zum Abend den Hund nicht gefunden hatte, war es immer noch Zeit, sich im schwindenden Licht der Dämmerung aus dem Staub zu machen.

In den reichen Vierteln beginnt das Leben nicht schon bei Sonnenaufgang. Es war gegen zehn Uhr, und trotzdem war im Park keine Menschenseele außer mir, der ich etwas benommen war, weil ich nicht gefrühstückt hatte. Ich gratulierte mir zu dieser Einsamkeit, die meine Suche erleichterte, aber ich durfte keine Zeit verlieren, sonst würde mir der wachsende Strom von Besuchern alles verderben. Ich dachte, dass der Polizist sicher recht hatte und ein verwöhntes Hündchen allein verloren war, und begann, die Spazierwege im Park abzusuchen, drang in Büsche vor und durchsuchte mögliche Verstecke, wobei ich immer wieder mit honigsüßer Stimme rief: «Toby! Toby!»

Nach einer Stunde hatte ich nichts weiter erreicht, als dass ich zerstoßen und zerkratzt war und mit einem Fuß in einem mit Seerosen überwucherten Teich getreten war.

Schon begann ich ernsthaft an meiner Methode zu zweifeln, als mir auf dem Weg ein Mann mittleren Alters in Sportkleidung entgegen kam, der allem Anschein nach an einem Wettrennen teilnahm; allerdings war weit und breit kein Konkurrent zu sehen, und der Mann schien es auch nicht besonders eilig zu haben, ins Ziel zu gelangen. Ich stellte mich ihm in den Weg, um ihn zu fragen, ob er nicht einen kleinen

Hund gesehen habe, und als er meine Absicht erkannte, wedelte er heftig mit den Händen, um mich zu verscheuchen. Also trat ich beiseite, und er lief in gleichbleibendem Trott an mir vorbei. Vermutlich ein Irrer, dachte ich und setzte meine Suche fort. Kurz darauf erspähte ich einen weiteren Läufer, der dem ersten glich, aber diesmal von der anderen Seite kam. Dieses Mal versuchte ich gar nicht erst, ihn aufzuhalten, sondern fragte ihn einfach nur, was er da tue.

«Ich jogge», antwortete er.

In den letzten Jahren war es in Mode gekommen, ganz allein durch die Gegend zu rennen; in der Anstalt hatte ich zwar davon gehört, aber nie Gelegenheit gehabt, das Phänomen aus der Nähe zu betrachten, geschweige denn, es selbst auszuprobieren, da unter meinen Mithäftlingen jede sportliche Betätigung verpönt war, bei der man den Konkurrenten nicht ordentlich verdreschen durfte.

Mir kam der Gedanke, mir dieses merkwürdige Hobby zu Nutzen zu machen, und so zog ich mir, hinter einem Busch vor neugierigen Blicken verborgen, die Hose aus. Meine Unterhose war ursprünglich einmal weiß gewesen, aber vom vielen Waschen und verschiedenen Unglücksfällen mittlerweile grau meliert, sodass sie als Sporthose durchging, was man von meiner übrigen Bekleidung nicht behaupten konnte. Aber ich hatte keine Zeit, mir darüber den Kopf zu zerbrechen, denn kaum hatte ich meine Hose im Gebüsch versteckt, erschien schon ein dritter Jogger. Ich ließ ihn vorbeilaufen, dann schloss ich zu ihm auf.

«Ich jogge für mein Leben gern!», rief ich, während ich versuchte, mit ihm Schritt zu halten.

«Ich auch!», antwortete der Jogger keuchend. «Wie viele Meilen hast du schon geschafft?»

«Hundertzwanzig», sagte ich aufs Geratewohl, da ich keine Konkurrenz dulde, «und ich hätte noch mehr geschafft, wäre mir nicht ein kleiner Hund in die Quere gekommen. Ihnen ist nicht zufällig etwas Ähnliches passiert?»

«Nein.»

«So. Hier lege ich mal kurz eine Pause ein.»

Ich hielt an, um Atem zu schöpfen, und wiederholte das Ganze noch mit zwei weiteren Joggern. Der vierte war ein dicker Mann, der aussah, als würde ihn gleich der Schlag treffen, doch auch er hatte bei seinem angestrengten Lauf keinen Hund gesehen. Die fünfte Person war eine junge Frau. Da sie ein eng anliegendes T-Shirt trug, sodass man bei jedem ihrer leichten Schritte das Auf und Ab ihrer Melonen sah, bekam ich nichts von dem mit, was sie sagte. Als der nächste Jogger vorbeikam, stand ich zusammengekrümmt am Wegesrand. Meine Filzpantoffeln hatten der Dauerbelastung nicht standgehalten, die Zehen lugten frech durch die Löcher, und das Gummiband meiner Unterhose war so ausgeleiert, dass ich sie beim Laufen mit einer Hand festhalten musste. Ganz zu schweigen von dem Nimbus aus Schweiß, Spucke, Rotz und anderen Körperflüssigkeiten, der mich umgab.

«Ich jogge für mein Leben gern», stieß ich mühsam hervor.

«Und ich erst», antwortete er.

«Sie haben nicht zufällig einen Hund gesehen, der mich daran gehindert hat, noch mehr Meilen zu laufen?»

«Ich habe nur einen kleinen Hund gesehen, der angeleint war.»

«An einem Laternenpfahl?»

«Nein. An der Skulptur.»

In diesem Augenblick rutschte mir die Unterhose herunter

und brachte mich zu Fall. Als ich mich wieder aufgerappelt hatte, war mein Gesprächspartner schon hinter einer Wegbiegung verschwunden. Ich spuckte den Kies aus, den ich im Mund hatte, und beschloss nachzusehen, ob der Hund an der Skulptur der war, den ich suchte.

Ich fand beide mühelos. Die Skulptur bestand aus drei unregelmäßigen Betonblöcken mit einer Bronzeplakette, auf der zu lesen stand:

AM 8. MÄRZ 1980  
HAT DIE GESAMTE STADTVERWALTUNG  
DIESE SKULPTUR EINGEWEIFHT,  
INDEM SIE GEGEN DEN SOCKEL PINKELTE

Auf der Rückseite entdeckte ich einen kleinen Hund, der an einem Vorsprung festgebunden war. Da nicht anzunehmen war, dass er versucht hatte, sich zu erhängen, schloss ich, dass irgendjemand ihn aufgegriffen hatte, als er durch den Park streunte, und ihn hier angeleint hatte, um zu verhindern, dass er aus dem Park herauslief und von einem Motorfahrzeug angefahren wurde. Er trug kein Halsband und war mit einer ganz gewöhnlichen Kordel festgebunden. Ich ging langsam auf ihn zu und sagte: «Toby?»

Der Hund öffnete das Maul, ließ die Zunge nach einer Seite heraushängen und wedelte mit dem Schwanz. Ich trat näher, und das Schwanzwedeln verstärkte sich. Doch bevor ich ihn losband, stellte ich klar: «Hör zu, Toby», sagte ich, «du bist mir völlig egal, und ich kann Hunde nicht ausstehen, aber ich sitze in der Tinte, und dir geht es nicht anders, also sollten wir uns zusammentun. Wenn du brav bist, bringe ich dich nach Hause und tue damit einen vielleicht bescheidenen, aber nicht unwesentlichen Schritt in Richtung Revision



meines Prozesses, der mich aufgrund von falschen Deutungen und Formfehlern in meine missliche Lage gebracht hat.»

Der Hund schien mir interessiert zu lauschen, und als ich mit meiner Rede zu Ende war, hing ihm die Zunge bis zum Boden. Ich löste die Schnur und zog sie im Gehen hinter mir her. Toby folgte mir fröhlich. Als erstes ging ich zurück zu der Stelle, an der ich meine Hose versteckt hatte, und suchte sie eine ganze Weile lang. Vergeblich. Entweder hatte jemand sie mitgehen lassen, oder ich hatte mich im Gebüsch geirrt. Inzwischen war es fast Mittag, und der Park füllte sich nach und nach mit Frauen und kleinen Kindern, einige auf den Armen ihrer Mütter, andere in Babykörbchen, wieder andere im Kinderwagen oder auf ihren eigenen kurzen Beinchen tappend. Vor diesem Publikum konnte ich nicht als Sportler durchgehen, und so beschloss ich, die Hosen Hosen sein zu lassen und meinen Auftrag schnellstmöglich zu beenden. Keine drei Minuten später standen der Hund und ich vor der Gegensprechanlage der Linier'schen Villa.

Es meldete sich eine säuselnde Stimme, die fragte, wer geklingelt habe und warum, und als ich antwortete, ich habe etwas für die Dame die Hauses, schnappte das Schloss auf, und das Gartentor öffnete sich quietschend einen Spaltbreit. Ich stieß es auf, und wir traten ein. Ein schmaler Kiesweg führte zwischen Blumenrabatten auf die Haustür zu, wo uns ein Dienstmädchen oder eine Zofe in schwarzem Rock und schwarzer Bluse mit einer weißen Schürze und einem gestärkten Häubchen erwartete. Schon von weitem verströmte sie einen Duft nach sauberer Wäsche, der mir meinen ganzen Mut geraubt hätte, hätte ich denn welchen besessen.

«Womit kann ich Ihnen dienen?», fragte sie.

Ich schob die Phantasien beiseite, die diese zweideutige Frage in mir weckte, zeigte auf den Hund und sagte: «Ich komme wegen Toby.»

«Kommen Sie herein.»

Wir betraten eine weitläufige Eingangshalle mit weißem Marmorboden, dickem Teppich und großformatigen Bildern an den Wänden. Eine gerade Treppe mit einem doppelläufigen vergoldeten Geländer führte in den ersten Stock hinauf. In diesem Tempel der Pracht und Reinlichkeit wären die letzten glimmenden Funken meiner Selbstachtung erloschen, wäre nicht, kaum hatte das Dienstmädchen die Eingangstür geschlossen, am oberen Ende der Treppe ein junger, gutaussehender Mann in Unterhose, T-Shirt und Socken erschienen,

der, ohne mich zu bemerken, in vorwurfsvollem Ton zu dem Dienstmädchen sagte: «Blancaflor! Wo verdammt noch mal ist meine Stormtrooper-Uniform?»

«In der Reinigung, junger Herr», antwortete das Dienstmädchen mit heller Stimme ehrerbietig, aber keineswegs ängstlich oder nervös.

«In der Reinigung!», rief der dürftig bekleidete junge Mann aus. «Und wer zum Teufel hat die Anweisung erteilt, meine Stormtrooper-Uniform in die Reinigung zu geben?»

«Die Herrin, junger Herr», antwortete das Dienstmädchen, «weil sie behauptet hat, sie sei voller Eiflecken und miefte. Dienstag nächster Woche ist sie fertig, haben sie in der Reinigung gesagt.»

«So, so, am Dienstag! Und was ziehe ich bitte sehr heute an? Ich bin in einer Stunde mit meinen Kumpels verabredet, um Bolschewiken und anderen Ausländern eine Abreibung zu verpassen.»

«Gestern kam das Pierrotkostüm aus der Reinigung», sagte das Dienstmädchen. «Es hängt im Kleiderschrank.»

«Das Pierrotkostüm, sagst du? Wäre das nicht ein bisschen albern?»

«Nein, junger Herr. Auf dem Maskenball haben Sie damit großen Eindruck gemacht.»

Solchermaßen beruhigt hinsichtlich der Kleiderfrage, zog der junge Mann sich zurück, und wir waren wieder in der Eingangshalle allein, das Dienstmädchen, Toby und ich.

Sie seufzte wie jemand, der die erste Etappe einer langwierigen Aufgabe geschafft hat, und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder uns zu. «Warten Sie hier», sagte sie und ging die Treppe hinauf. «Ich hole die Herrin.»

Als sie verschwunden war, band ich Toby los und steckte

die Schnur in eine Tasche meiner Trainingsjacke – in die Hosentasche konnte ich sie ja nicht stecken, da ich keine Hose trug. Dabei wurde ich von einem weiteren Jüngling überrascht, der vom Garten hereinkam. Er sah dem ersten ähnlich, trug aber schicke Sportkleidung. Bei meinem Anblick blieb er stehen, beäugte mich misstrauisch und sagte: «Sind Sie der Mechaniker, der den Nissan Patrol reparieren soll? Sollte das der Fall sein, können Sie gleich wieder verschwinden. Ich habe das Auto gestern Nacht beim Pokern verloren. Ich wollte bluffen, aber dann musste ich lachen, und der Bluff ist aufgefliegen. Außerdem hatten die anderen einen Damendrilling und einen Straight Flush. Ich bin mir nicht sicher, ob die Versicherung für so etwas aufkommt.» Einen Moment lang dachte er über diese Möglichkeit nach, dann fügte er mit gesenkter Stimme in vertraulichem Tonfall hinzu: «Mein Vater muss das nicht unbedingt erfahren. Mein Vater ist Señor Linier, der Eigentümer von Haushaltsgeräte Linier und Fornells. Wenn wir ihm nichts sagen, wird er den Nissan Patrol vielleicht gar nicht vermissen. Und wenn doch, sage ich einfach, dass er geklaut wurde. Oder von einem Hochwasser weggespült. Nein, dass ihn ein Hochwasser mitsamt den Autodieben weggespült hat. Das geschieht ihnen ganz recht, was mussten sie auch das Auto stehlen. Wie auch immer, guten Tag.»

Er verschwand durch eine Seitentür, just als das Dienstmädchen die Treppe herunter kam. «Die Herrin empfängt Sie gleich», sagte sie, als sie unten angekommen war. «Im Augenblick ist sie beschäftigt.»

Sie führte nicht näher aus, womit die Herrin beschäftigt war, aber aus dem oberen Stockwerk drangen zornige Stimmen zu uns herunter, die immer lauter wurden und in einen Schwall wüster, gehässiger Beleidigungen mündeten.

«Du segelohriges Scheusal!»

«Liederliche Schlange!»

«Wurstnase!»

Auf dieses dramatische Wortgefecht folgte ein harter Schlag, kurze Stille, ein Knall und erneute Stille. Ich sah das Dienstmädchen an, und dieses erwiderte meinen Blick mit ausdrucksloser Miene und einem unergründlichen Lächeln. Hätte sie nicht gesellschaftlich so unendlich weit über mir gestanden, hätte ich sie gefragt, ob sie an diesem Nachmittag schon etwas vorhabe.

Ein dritter junger Mann, dem die Familienähnlichkeit mit den anderen beiden anzusehen war, kam in kurzen Hosen und Poloshirt und makellos weißen Sportschuhen lässig, doch leicht schwankend die Treppe herunter. In einer Hand hielt er einen Tennisschläger, die andere hatte er auf seine heftig blutende Hüfte gepresst. Er ging an mir vorbei, als ob er mich gar nicht sähe, und öffnete die Haustür, doch bevor er hinausging, wandte er den Kopf und sagte zu dem Dienstmädchen: «Blancaflor, wenn jemand nach mir fragt: Ich bin beim Tennisunterricht. Vorher oder hinterher schaue ich kurz im Krankenhaus vorbei, damit sie mir die Kugel entfernen können. Wartet auf jeden Fall nicht mit dem Mittagessen auf mich.»

«In Ordnung, junger Herr.»

Der junge Tennisspieler ging hinaus und schloss die Tür hinter sich. Hinter uns erklangen unregelmäßige Schritte. Wir drehten uns um und sahen eine schlanke Frau in einem langen, blassblauen Satinmorgenmantel und mit hochhackigen goldenen Pantoffeln die Treppe herunterkommen, majestätisch, doch zögerlich, als wollte sie sagen: «Hier bin ich!», und dachte dabei zugleich: «Mist, gleich falle ich!» Sie moch-

te zwischen fünfundzwanzig und dreißig sein, eine grazile, verlockende Gestalt, und die Schönheit ihrer Gesichtszüge wurde nur durch eine große dunkle Brille geschmälert, mit der sie vergeblich versuchte, offenbar frisch erworbene Kratzer und Blutergüsse zu verdecken, und die sie im Halbdunkel der Eingangshalle zwang, sich am Geländer entlangzutasten, um nicht ins Straucheln zu geraten, die Treppe hinunterzufallen und sich noch mehr blaue Flecken zu holen.

Unten angekommen, schüttelte sie ihre Mähne und fragte mit sanfter Stimme: «Wer hat nach mir gefragt, Maricel?»

«Ich heiße Blancaflor, Señora», verbesserte das Dienstmädchen sie.

«Mir egal», war die Antwort.

«Bitte verzeihen Sie, dass ich mich einmische, Señora», schaltete ich mich ein, bestrebt, meinen Aufenthalt in diesem Hause so kurz wie möglich zu halten. «Sie kennen mich nicht, aber ich bin hier, weil ich hörte, Sie seien in Sorge um Ihren pelzigen kleinen Schatz.»

Sie drehte ihr Gesicht in die Richtung, aus der meine Stimme kam, und reckte herrisch das Kinn. «Ich bin nicht in Sorge», murmelte sie, «und schon gar nicht um das, was Sie andeuten, Sie Schweineigel.»

«Er bringt einen Hund, Señora», sagte das Dienstmädchen und wies mit dem Zeigefinger auf Toby.

Die Herrin des Hauses hob kurz die dunkle Brille, um sich von dieser Aussage zu überzeugen, sodass man erkennen konnte, dass ein Auge zugeschwollen war, während sie mit dem anderen dem Finger des Dienstmädchens folgte. Als ihr Blick auf Toby fiel, stieß sie einen kurzen, spitzen Schrei aus und rief: «Was ist das denn?»

«Ihr Hündchen, Señora», antwortete ich.

Die Dame ließ die Brille wieder auf ihren zarten Nasenrücken fallen und sagte: «Ich habe keinen Hund, und wenn ich einen hätte, wäre es bestimmt nicht diese mit Flöhen und Zecken verseuchte Promenadenmischung. Mariazell», wandte sie sich dann wieder an das Dienstmädchen, «wirf diesen Abschaum auf der Stelle hinaus! Und den Kerl ebenfalls!»

«Señora», bat ich, «setzen Sie mich nicht vor die Tür, ohne mich angehört zu haben. Ich weiß nichts von der Reinigung und dem Nissan Patrol, und den Schuss habe ich auch nicht gehört. Auch bin ich keineswegs wegen des Hundes hier. In Wirklichkeit komme ich direkt aus einer Irrenanstalt, aber ich habe Berufung eingelegt, nachdem mein Einspruch abgelehnt wurde, und bin bereit, bis zur Revision zu gehen.»

«O nein!», rief die Herrin des Hauses aus, die meinen juristischen Ausführungen keine Beachtung geschenkt und ihr gutes Auge wieder auf Toby gerichtet hatte, «diese Dreckstöle hebt das Bein! Monalisa, hol ein Küchenmesser und bring sie um, bevor sie mir den Perserteppich versaut!»

«Kommt nicht in Frage, Señora, ich bin Buddhistin und darf Tieren nichts zuleide tun.»

«Dann ruf die Polizei, die sollen ihm den Gnadenschuss verpassen. Sag, du rufst im Auftrag von Señora Linier an, der Gattin von Señor Linier von Haushaltsgeräte Linier und Fornells. Und du verlässt entweder diese Sekte, oder du bist entlassen.»

«Das werden wir ja sehen, mein Verlobter ist bei der Gewerkschaft.»

Ich hielt den Zeitpunkt für gekommen, mich zu verabschieden, nutzte die Tatsache, dass Herrin und Dienstmädchen noch für eine ganze Weile in eine hitzige Diskussion

verwickelt sein würden, und öffnete die Haustür. Schon auf der Schwelle, kam mir ein Gedanke, und ich rief: «Komm, Toby!»

Dann lief ich, ohne zu warten und ohne mich noch einmal umzusehen, den Kiesweg hinunter, den Hund auf den Fersen. Gemeinsam rannten wir durch das Tor hinaus.

Die Straße war von zwei Streifenwagen abgeriegelt. Einen Moment lang war ich verblüfft darüber, wie schnell sie gekommen waren und welchen Aufwand sie betrieben, um einen Straßenkötter aus dem Verkehr zu ziehen, aber gleich darauf verstand ich, hinter wem die Ordnungshüter in Wirklichkeit her waren, und so flüsterte ich nur: «Lauf zurück in den Park, Toby, am besten wärest du gleich dort geblieben. Ich halte sie solange auf.»

Ob er nun meine Warnung verstand oder einfach nur seinem Instinkt folgte: Der Hund setzte sich in Bewegung, flitzte zwischen den Beinen der uniformierten Polizisten hindurch, die gerade aus dem Wagen stiegen, und war in Nullkommanichts die Straße hinauf verschwunden.

Unterdessen schenkte ich den Polizisten mein freundlichstes Lächeln und sagte: «Das ist doch nur eine Kleinigkeit, Freunde. Womit kann ich Ihnen dienen?»

Ohne meine Freundlichkeit zu erwidern, zogen sie gleichzeitig ihre Waffen, zielten auf mich, und einer schrie: «Du bist umzingelt!»

Der zweite hinter mir schrie: «Du kannst nicht entkommen!»

Und ein dritter: «Hände dahin, wo wir sie sehen können!»

Ich reckte die Arme in die Höhe und beharrte, weiterhin in fröhlichem Tonfall: «Macht nicht so ein Theater, Jungs, es ist doch bloß ein armseliger, verängstigter Hund.»



«Du wirst gleich verängstigt sein, wenn du nicht die Klappe hältst», erwiderte der, der offenbar der Einsatzleiter war.

Auf seinen Befehl hin traten zwei Polizisten an mich heran, die Waffen im Anschlag. Sie filzten mich, ich nahm die Arme herunter, sie legten mir Handschellen an, stießen mich in einen der Wagen, und wir setzten uns in Bewegung. Durch das Fenster sah ich wieder die belebten Straßen Barcelonas an mir vorüberziehen, bis der Wagen schließlich vor der wohlbekanntesten Fassade des Polizeihauptquartiers in der Via Layetana Nummer 43 hielt.

«Die Katze lässt das Mäusen nicht», rief Kommissar Flores aus, als er das Kabuff betrat, in dem ich seit über einer Stunde schmorte. Er war in Begleitung eines Kerls, der eine Reiseschreibmaschine, einen Stapel weißer Blätter und eine Schachtel mit Durchschlagpapier dabei hatte. Als alles fürs Protokoll bereit war, zog Flores an dem Zigarrenstummel, der aus seinem Schnurrbart hervorlugte, und sagte zu dem Kerl:

«Also gut, Asmarats, schreib: «Barcelona, am soundsovielten des sounsovielten und so weiter, der Angeklagte gesteht alles, was ihm zur Last gelegt wurde.» Dann wandte er sich an mich: «Na los, unterschreib schon, so sparen wir Zeit und Papier, und du ersparst dir ein paar Zärtlichkeiten unsererseits.»

«Herr Kommissar», sagte ich, «ich versichere Ihnen, ich wusste nicht, dass Toby nicht der Hund von Señora Linier ist, und auch nicht, dass er Flöhe hatte.»

«Ich weiß nicht, von welchem Hund du redest», entgegnete der Kommissar. «Gesteh schon, damit ich endlich zu meinem Macho-, Ausländerhasser- und Politikverdrossenenstammisch gehen kann.»

«Was soll ich denn gestehen, Herr Kommissar?»

«Na, was schon, du Idiot?», sagte der Kommissar. «Den Mord.»

Einen Augenblick lang verschlug es mir tatsächlich die Sprache. Dann murmelte ich: «Bei allem Respekt, Herr Kommissar, ich weiß nicht, wovon Sie reden.»

Kommissar Flores warf den Zigarrenstummel an die Wand, wo er kleben blieb.

«Oh, ich Unglückswurm, scheiße, das Schicksal ist mir wahrlich abhold!», rief er aus, um zu zeigen, wie wortgewandt er war. «Die beschlagnahmten Cohibas ziehen nicht, und die Verbrecher geben Widerworte! Früher war doch alles besser!»

Und mit einer leichten Verbeugung zum Porträt des Königs hin, das an der Wand des Kabuffs hing, fügte er hinzu: «Natürlich mit gewissen Ausnahmen.»

«Soll ich im Protokoll Ihre berechtigte Kritik und zugleich Ihre unverbrüchliche Königstreue vermerken, Herr Kommissar?», fragte der Schreiber.

Kommissar Flores durchbohrte ihn mit Blicken. «Asmarats, spiel hier nicht den Schlaumeier», sagte er und dann zu mir: «Du weißt genau, wovon ich rede, du Schuft.»

«Doch nicht etwa von dem Mord an einem Model im Stadtteil San Gervasio?», sagte ich.

«Verdammt und zugenäht, Herr Kommissar», rief Asmarats, während er auf die Tasten eindrosch, «wenn das mal nicht ein belastender Versprecher war. Woher weiß er, dass das Opfer ein Model aus dem Stadtteil San Gervasio war? Das nenne ich mal einen wirklich belastenden Versprecher. Herr Kommissar, darf ich schreiben, dass der Beschuldigte einen wirklich belastenden Versprecher von sich gegeben hat?»